

Vittorio Magnago Lampugnani

Autor(en): **Magnago Lampugnani, Vittorio**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): - **(2003)**

Heft 11

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vittorio Magnago Lampugnani

trans: In welchem städtebaulichen Kontext sind Sie aufgewachsen? Inwiefern hat das Ihren Blickwinkel geprägt?



Plan von Rom, 1748 (Ausschnitt), Giovanni Battista Nolli

In Rom, wo ich bis zu meinem Abitur gewohnt habe; später in Mailand, Berlin, New York und Boston; heute lebe ich zwischen Mailand und Zürich – also lauter europäische Städte, zu denen ich im gewissen Sinne auch New York und Boston zähle. Am stärksten geprägt hat mich zweifelsohne Rom: Die vielen unterschiedlichen historischen Kontexte, aus denen sich Rom zusammensetzt; die kaum zu ergründenden archäologischen Schichten, auf der die heutige Stadt gebaut ist; ihre verblüffende Fähigkeit, sich ganz neuen sozialen und technischen Gegebenheiten anzupassen, ohne ihre architektonische Physiognomie zu verlieren; und natürlich ihre unglaubliche, ergreifende Schönheit. Nein: ihre Schönheiten, denn es ist gerade das Nebeneinanderbestehen unterschiedlichster Ästhetiken, was die Faszination von Rom ausmacht.

In Rom, aber nicht nur in Rom, habe ich erfahren können, dass der vorhandene öffentliche städtische Raum nicht nur genutzt wird, sondern eigentlich das Leben der Stadt ausmacht, auch wenn die zeitgenössischen Nutzungen natürlich ganz andere sind als jene, für die diese Räume

ursprünglich geschaffen wurden. Darin wurzelt mein zentrales Interesse für eben diese Räume und meine Überzeugung, dass sie heute keineswegs überflüssig sind. Im Gegenteil: Sie sind aktueller denn je, wichtiger denn je und vor allem: Sie können, wenn man sie bewusst anlegt, genauso funktionieren wie in der Antike, in der Renaissance oder im 19. Jahrhundert.

trans: In welcher Utopie von Stadt / Landschaft würden Sie gerne leben?

Wirklich gern würde ich in keiner Utopie von Stadt oder Landschaft leben wollen, und überhaupt glaube ich nicht, dass dies zur Debatte stünde. Das Utopia von Thomas Morus, das von ihm im frühen 16. Jahrhundert beschriebene „Nirgendreich“, sprachlich hergeleitet aus griechisch „ou“ – „nicht“ und „topos“ – „Ort“, ist der Nicht-Ort, und leben kann man nun mal nur in einem Ort. Aber selbst wenn man es etymologisch nicht so streng nimmt: Eine Utopie von Stadt oder von Landschaft ist immer eine Versuchsanordnung. Als solche ist sie ideal und abstrakt, und auf die Unwägbarkeiten des Lebens nimmt sie kaum Rücksicht. Wir brauchen solche Experimentierfelder, um neue urbane Perspektiven zu entwickeln, in eine wirkliche Stadt werden sie nur bedingt münden. Dazu ist diese zu komplex und widersprüchlich. Leben aber möchte ich dort, wo die reine, exakte Utopie mit dem Chaos der Realität zusammenstößt: In einer wirklichen Stadt eben.

trans: Welches zeitgenössische Buch zum Thema würden Sie empfehlen?

Ein Buch zu empfehlen würde suggerieren, dass es eine Stadttheorie und damit auch eine „richtige“ Stadt gäbe. Um zu erkennen, dass dem nicht so ist, brauchen wir uns nur umzuschauen. Nicht einmal mein eigenes Buch zum Thema „Verhaltene Geschwindigkeit“ könnte ich guten Gewissens als singuläre Lektüre nahe legen. Nicht, weil ich unter Minderwertigkeitskomplexen leide, sondern weil es unverzichtbar ist, nicht nur ein Buch, sondern viele zu lesen, um sich das so vielfältige Bild von Stadttheorie zu machen, das den wirklichen Städten entspricht

– den Städten, in denen wir leben, gern leben, eben weil sie so unterschiedlich sind. Also: Lesen Sie Richard Sennett aber auch Joseph Rykwert, Robert Fishman aber auch Richard Ingersoll, Rem Koolhaas aber auch Léon Krier. Lesen Sie Le Corbusier, aber auch Aldo Rossi. Lesen Sie Marc Augé, Jean Baudrillard. Und lesen Sie Robert Musil, Carlo Emilio Gadda, Natalia Ginzburg. Vor allem aber: Lesen Sie diese Bücher nicht, um darin Rezepte zu finden, sondern um Ihre Augen offen zu halten, Ihre Neugierden zu pflegen und mit Ihren Neugierden Ihre Skepsis.

trans: Was sind Ihre Erkenntnisse aus dem Städtebau / Raumbegriff der Moderne?



Wohnkomplex III in Eisenhüttenstadt, 1954-1958 (Aufnahme 2003)

Vielleicht dies vorweggenommen: Die Moderne Bewegung hat eine weitaus differenziertere Sicht auf Stadt entwickelt, als ihre Rezeption bis heute deutlich machte. Ein Beispiel dafür sind die durchaus kontroversen Diskurse während der ersten CIAM-Kongresse oder die enorme (noch nicht vollständig aufgearbeitete) thematische Vielfalt im CIAM der Nachkriegszeit. Die bekannte Vorstellung eines offenen, „fließenden“ Stadtraumes, wie sie etwa Le Corbusier und Ludwig Mies van der Rohe entwickelt haben, hat bei ihren Nachfolgern und Epigonen zu zahlreichen urbanistischen Desastern geführt. Das ist allerdings noch lange kein Nachweis dafür, dass die Vorstellung selbst falsch war.

Auch der geschlossene städtische Raum der historischen Stadt und der Postmoderne hat nicht nur urbane Leckerbissen gezeitigt: Denken Sie nur an den theatralischen Albtraum von „Les Espaces d’Abraxas“ von Ricardo Bofill in Marne-La-Vallée bei Paris. Kürzlich haben wir anlässlich einer Seminarwoche in Kopenhagen eine Zeilenbausiedlung aus den zwanziger Jahren entdeckt (ich muss zugeben: zufällig entdeckt), deren öffentliche Räume uns mit ihrer Eleganz und feinen Proportionierung begeistert haben. Und es waren keine geschlossenen, sondern natürlich offene, „fließende“ Räume. Fazit: Diese Vorstellung von städtischen Räumen ist kein Allheilmittel und noch weniger ein neues Dogma, aber es ist eine Option, die in meinen Augen noch nicht konsequent erprobt und genutzt wurde.

trans: Welche primären Kräfte entscheiden heute über die Gestaltung? Sind Architekten und Stadtplaner ein historisches Modell?

Die Kräfte, die heute primär über die Gestaltung unserer Städte entscheiden, sind die gleichen wie vor hundert, tausend oder zweitausend Jahren: Politik, Geld, Gesellschaft. Natürlich auch Technik und Kultur. Heute wie damals kann der Architekt und Stadtplaner nur dann etwas erreichen, wenn er diese Kräfte berücksichtigt und mit ihnen zusammen für das Wohl der Stadt (und damit ist auch das ästhetische Wohl gemeint) arbeitet. Das ist nicht einfach, war es aber noch nie: Cäsar musste das Grundstück im Zentrum vom antiken Rom, auf welchem sein imperiales Forum gebaut wurde, für eine geradezu horrende Summe erwerben, und auch Georges-Eugène Haussmann hatte trotz der Unterstützung durch Napoléon III kein leichtes Spiel gegen ein Pariser Stadtparlament, das den Grands travaux skeptisch bis abweisend gegenüberstand. Im Übrigen ist es ein Vorurteil, dass die (spekulativen) Absichten der Stadtentwickler und die (sozialen und ästhetischen) Aspirationen der Stadtplaner und Architekten notwendigerweise im Konflikt zueinander stehen müssen. Letztlich sind beide Parteien, wenngleich aus unterschiedlichen Gründen, daran interessiert, ideale Lebensbedingungen innerhalb der Stadt zu schaffen.

Diese sind in der Regel auch jene, die langfristig am meisten Profit einbringen, sie sind keineswegs mit der maximalen Ausnutzung der Grundstücke identisch. Planung war und ist ein politisches, soziales und ökonomisches Instrument. Beherrscht wird dieses Instrument, professionell betrachtet, von den Architekten und Stadtplanern. Insofern sind sie keine Ausaufmodelle; es sei denn, sie beginnen selbst daran zu glauben, und lassen sich aus Prozessen emarginieren, die sie im Gegenteil entscheidend mitbestimmen müssen – im Interesse des Gemeinwohls.

trans: Worin liegen die inhaltlichen Unterschiede zwischen dem ORL und dem NSL?

Die inhaltlichen Unterschiede zwischen dem ORL und dem NSL sind in meinen Augen geringfügig, wenngleich entscheidend: Das NSL beschäftigt sich wie auch das ORL mit der Schnittstelle zwischen Analyse und Synthese, zwischen Planung und Gestaltung, sieht aber in der Gestaltung einen wichtigen Schwerpunkt. Diese leichte Interessensverschiebung hätte noch keine Neugründung erforderlich gemacht. Dieser lagen eher organisatorische Motive zu Grunde: Ein grosses und etwas schwerfällig gewordenes Institut sollte durch mehrere kleine, flexiblere und lebendigere ersetzt werden.

trans: Wie und worüber werden Sie an Ihrem Lehrstuhl forschen?

Zunächst werden wir mit verschiedenen Kolleginnen und Kollegen an einem gemeinsamen Forschungsprojekt zur Glattalstadt arbeiten. Es geht darum, modellhafte Planungen für eines der schwierigsten Themen zu entwickeln, das uns die zeitgenössische Stadt bereithält: Jenes der Peripherie oder, wie man heute so schön trendy sagt, des „urban sprawl“. Mir persönlich geht es letztendlich darum, den heute bestehenden Widerspruch zwischen Zentrum und Peripherie aufzuheben. Natürlich nicht in formaler, auch nicht in räumlicher Hinsicht, wohl aber in Hinblick auf die Lebensqualität. Das impliziert eine radikale Abkehr von jeglicher künstlerisch-intellektueller Mystifizierung der Ästhetik der Peripherie (dies fängt spätestens bei Mario Sironi an,

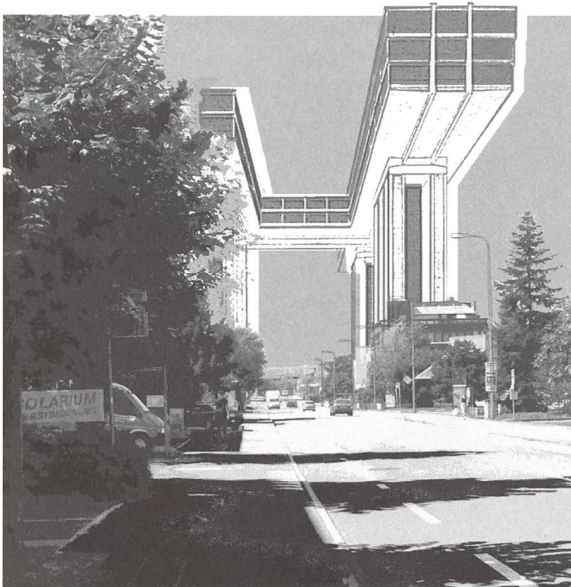
der übrigens einer meiner Lieblingskünstler ist) zugunsten der konkreten Erzeugung von lebenswerten öffentlichen Räumen. Diese aber werden, so mutmasse ich wenigstens, nicht sehr viel anders beschaffen sein als jene, die unsere Stadtzentren (und damit unsere historischen Städte) so lebens- und liebenswert machen.

Wie das im Detail geschehen kann, ohne der Imitation oder der Nostalgie zu verfallen, weiss ich noch nicht. Unser Beitrag zum Glattalstadt-Projekt wird jedenfalls darin bestehen, für ausgewählte suburbane Situationen archetypische Verbesserungs-, wenn nicht gar Lösungsvorschläge zu entwickeln. Dabei werden wir versuchen, aus historischen Beispielen zu extrapolieren, die sich mit ähnlichen Situationen beschäftigt haben. Denn die in der Peripherie von Städten ablaufenden Entwicklungsprozesse sind Anlass für städtebauliche und gesellschaftspolitische Auseinandersetzungen seit den Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts, und nicht – wie häufig angenommen wird – erst seit der jüngsten Zeit. Wir wollen aus den Erfahrungen lernen, die bereits gemacht worden sind, diese Erfahrungen systematisieren und auf neue Aufgaben übertragen, die notwendigerweise zu neuen Lösungen führen werden. Aber diese neuen Lösungen sollten von dem Wissen profitieren, das sich in der Geschichte angesammelt hat: über Formen, über Proportionen, über Räume, über Materialien, auch über Bautypen und Begrünungen.

Ein zweites Forschungsvorhaben, das wir gerade vorbereiten, wird versuchen, so etwas wie eine Bilanz der städtebaulichen Projekte zu ziehen, die im letzten Jahrhundert in der Schweiz entstanden oder auch nur erdacht worden sind. Das übergeordnete Ziel ist wiederum das kreative Lernen aus der Geschichte, ist der Versuch zu verhindern, dass wichtige Erfahrungen verloren gehen und wir Fehler wiederholen. Wir werden mit Unterstützung eines kleinen wissenschaftlichen Beirats etwa sechzig Fallbeispiele auswählen, die wir für interessant und vor allem gelungen halten und zu jedem dieser Beispiele eine Mikrogeschichte erzählen: Wer der Bauherr war, was er beabsichtigte, wie er das entsprechende Projekt finanziert hat, was sich der Architekt erträumt hat

und was er realisieren konnte, wie die Menschen damit umgegangen sind oder auch, wie das Leben es vereinnahmt hat. Es hat uns ein wenig erstaunt, dass es so etwas noch nicht gibt, aber zugleich auch ermutigt, es in Angriff zu nehmen.

Und dann wollen wir versuchen, in Zusammenarbeit mit Gemeinden an konkreten Projekten zu arbeiten. Wir sind kein Planungsbüro, wir sind ein universitäres Institut; als solches müssen wir und wollen wir Grundlagenforschung betreiben. Aber wir wollen diese Grundlagenforschung nicht losgelöst von konkreten Fragen und Themen betreiben. Den Gemeinden werden wir für ihre aktuellen Probleme keine fertigen Planungslösungen anbieten, sondern prinzipielle Strategien, die dann von jemand anderem konkretisiert werden können.



Städtebauliche Strategie für Opfikon-Glattbrugg, Collage, 2003
(Institut für Städtebau)

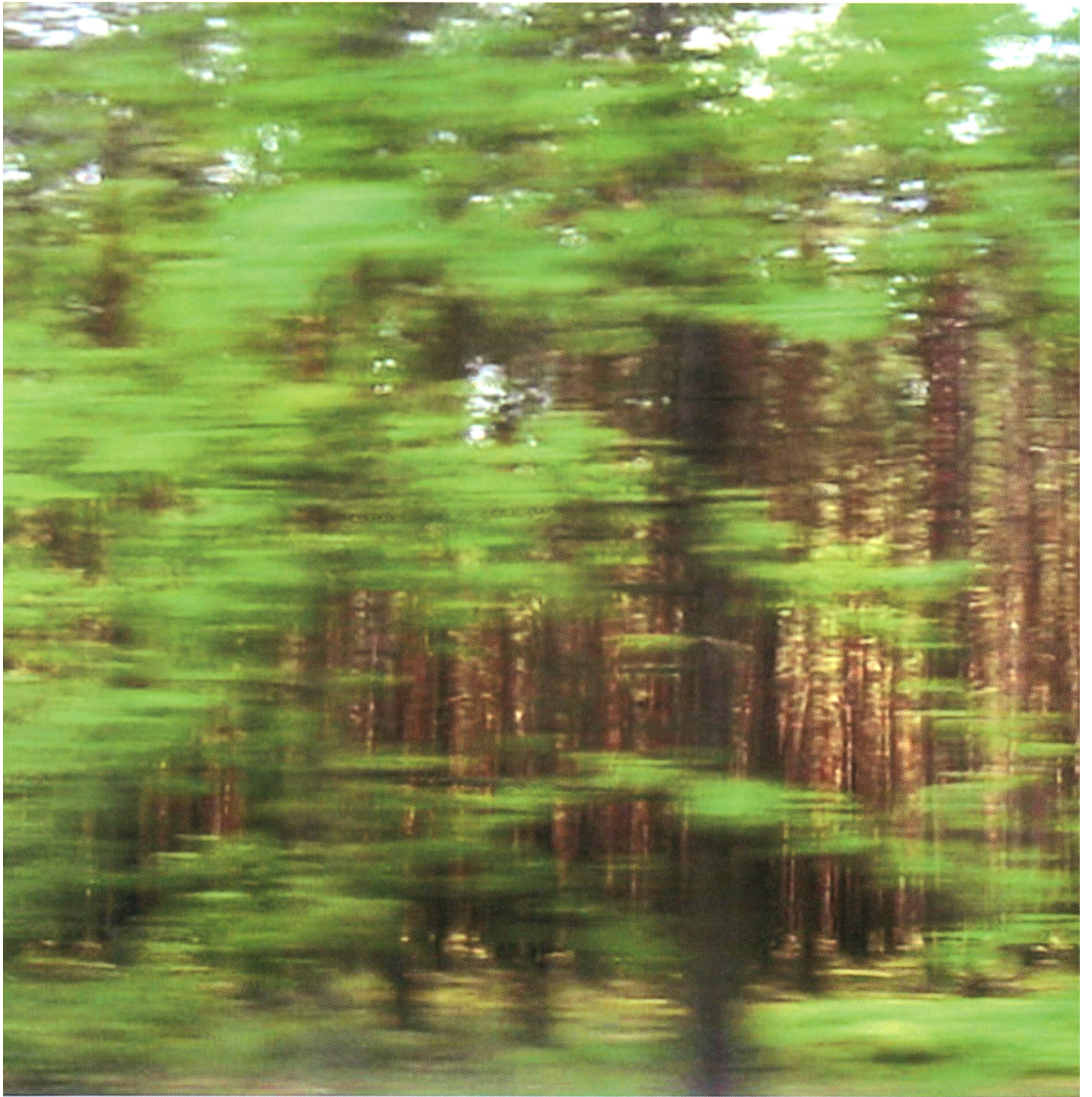
trans: Unserer Ansicht nach bietet der Begriff „Scape“ die Möglichkeit, Stadt und Landschaft nicht mehr als gegensätzliche Betrachtung unserer Umwelt zu sehen. Wie beurteilen Sie das Verhältnis von Stadt und Landschaft? Welchen Umgang wünschen Sie sich mit ihnen?

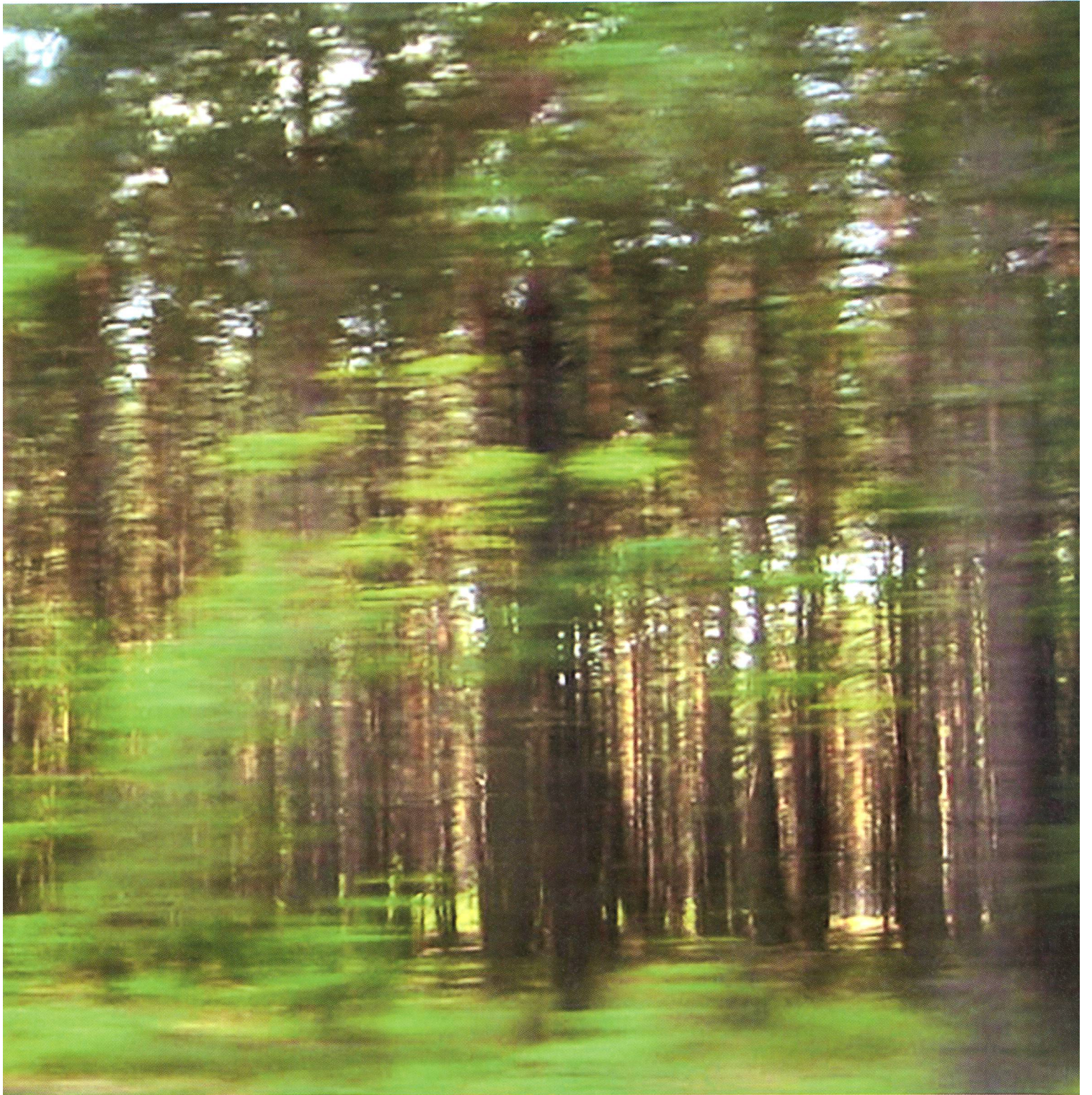
Stadt und Landschaft sind aus meiner Sicht komplementäre Begriffe, die unsere Umwelt beschreiben. Beide sind, zumindest in Europa, kulturelle Produkte, die von Menschen gestaltet worden sind und von ihnen auch gepflegt werden müssen. Insofern sind die Gestaltungs- und Pflegestrategien von Stadt und Landschaft weitestgehend austauschbar. Gänzlich anders sind hingegen ihre Materialien und ihre Bestimmung: Die Stadt besteht aus künstlichen Materialien, die Landschaft aus Naturelementen, die Stadt muss dem Menschen Schutz vor der Natur bieten, die Landschaft muss diese Natur für den Menschen erhalten und allenfalls domestizieren. Insofern muss zwischen der einen und der anderen eine möglichst klare Trennungslinie gezogen werden. Mit anderen Worten: Ich trete für die kompakte Stadt ein und für die freie Landschaft: für die radikale Verdichtung, die es ermöglicht, unverbrauchte Natur in zusammenhängenden Stücken zu erhalten und zu nutzen.

trans: Worin unterscheidet sich Ihr Ansatz von dem Ihrer Kollegen am NSL?

Worin sich mein Ansatz von jenen meiner Kolleginnen und Kollegen am NSL unterscheidet, wird unsere Arbeit zeigen. Dabei wird es, das zeichnet sich bereits jetzt ab, einige Überraschungen geben. Zuweilen sind die Diskrepanzen doch nicht so gross, wie es den Anschein hat. Diskrepanzen werden indessen bleiben: Sie tragen, wenn sie genuin und reflektiert sind, zur Qualität einer Schule und ihrer Diskussion bei. Ich für meinen Teil bin neugierig und vermutlich auch toleranter, als man mir nachsagt. Nur eine Haltung lehne ich strikt ab: Jene, die uns glauben machen will, dass Planung überholt, unmöglich und überflüssig ist. Das ist zynisch und falsch, und dagegen werde ich weiterhin meine Stimme erheben.

Vittorio Magnago Lampugnani ist Professor am Institut für Geschichte und Theorie der Architektur (GTA) und am Institut für Städtebau (ISB) im Netzwerk Stadt und Landschaft (NSL) der ETH Zürich.





Sabine Tholen ist Landschaftsarchitektin und Künstlerin, lebt und arbeitet in Genf und Zürich